

Appenzeller Verlag

Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag
www.appenzellerverlag.ch

Hans Rohner

Meine Jugend in Herisau
von 1926 bis 1952

Appenzeller Verlag

*Dieses Buch widme ich meinen Enkeln,
die einen Teil meiner Vergangenheit
noch ein Stück weit in
ihre Zukunft mitnehmen wollen.*

Inhalt

Vorwort	11
Aufwachsen zur Zeit des Niedergangs der Textilindustrie	15
Meine frühesten Erinnerungen	15
Zwei Jahre Kindergarten	16
Primarschule Unterstufe	16
Primarschule Mittelstufe	18
Margrit, unsere neue Schwester	21
Unser Haus	22
Wir haben es geschafft!	23
Zeit für die Schule, aber auch für Vaters Kesselhaus	24
Der Birnbaum	25
Das Feuerwerk im Schlafzimmer	26
Taschengeld aufbessern	30
Silvesterklausen und Mäuse fangen	32
Krieg gegen unsere Hölzli-Bande	36
Glücklich mit unserer Werkstatt	40
Die lieben Verwandten	41
Die Vorkriegsjahre 1938/39	43
Der Störsender gegen Hitlers Reden	45
Die Zeit des Zweiten Weltkriegs	49
Realschule Herisau, Frühjahr 1939 bis 1942	49
Mein neuer Status: Realschüler	50
Die Mobilmachung am 1. September 1939	51
Fünfzehn Wochen ohne Vater	53
Weihnachten 1939	54
Ein neuer Schulfreund	55
Knallen ohne Pulver	55
Wintersport und der Familien-Zwölfer-Bobschlitten	57
Angewandte Chemie, das Tränengas und eine Explosion	60

Unser Haushalt verändert sich	62
Kohle, Benzin und Stahl werden knapp	63
Das Kadettenkorps Herisau	64
Pubertät, Zeitenwende und Bruderzwist	66
Steinkohle in Herisau?	69
Das letzte Schuljahr 1941/42 als Kadettenhauptmann	71
Die Psychischkranken von Herisau und Diessenhofen	73
Der Angriff auf das 1. Augustfeuer auf dem Ebnet 1941	74
Gidio Hosestoss 1942	76
Berufswahl im Frühjahr 1942: Bank oder Maschinenbau?	79
Bildteil	83
Vier Jahre Lehrzeit von 1942 bis 1946	105
Die Firma Kempf und Co. während meiner Lehrjahre	105
Ich bin Lehrling, das Lernen beginnt	106
Die Polen in der Schweiz und der Angriff auf unseren Vater	109
Das Zerstörer-Detachement für den schlimmsten Fall	110
Opern und Konzerte in St. Gallen	112
Zaungäste des Krieges und mein Tagebuch von Juli bis Oktober 1943	114
Die Lehrlinge im Landdienst	116
Die Anstalt für arbeitsunwillige Männer und das Heim für gefallene Mädchen	117
Halbzeit im Frühjahr 1944: vom Lehrling zum Konstrukteur	119
Ein Hauch von Liebe und schon wieder	
Luftkämpfe über Herisau	122
Rekrutenaushebung und mehr Militärisches	123
Nochmals Pulverraketen und wieder ein böses Ende	125
Der Übergang zum Frieden	129
Die Rekrutenschule als Füsilier während der Lehrzeit von Februar bis Juni 1945	129

Die Zeichenmaschine als Arbeitsinstrument aller Konstrukteure und Architekten	132
Meine zweite Schweizer Reise	133
Der Lehrlings-Kochkurs	134
Die Lehrabschlussprüfung im Februar 1946	136
Die Unteroffiziersschule und erste Überlegungen zum Projekt ETH-Studium	137
Die Rekrutenschule als Korporal vom 25. März bis 20. Juli 1946 in der Kaserne Herisau	138
Die Lehrabschlussfeier am 7. April 1946	140
Ein Artikel in der Appenzeller Zeitung vom 10. April 1946	141
Feldweibel wider Willen und das Gegengeschäft	142
Die Finanzierung meines ETH-Studiums und eine Provokation	143
Die doppelte Besetzung der Feldweibelfunktion Wieder Normalbetrieb, aber zum Schluss ein Ärger	146
Der Tod meines Freundes Werner	147
Das Leben geht weiter	150
Volontär in der Giesserei der Maschinenfabrik Bennin- ger AG, Uzwil, vom 12. August bis 29. September 1946	151
Mein Start in Zürich als Wochenaufenthalter am 1. Oktober 1946	152
Das Ingenieurbüro F. Waldherr AG, Zürich	153
Das Institut Minerva: Mittelschule zwischen Berufslehre und ETH-Studium	153
Eine Krankheit verhindert die Aufnahmeprüfung an die ETH	155
Glückliche Studienjahre 1948 bis 1952	157
Studium in geregelten Bahnen	157
Problemlos nachgeholte Aufnahmeprüfung im Frühjahr 1949	158

Mein Motorrad Jawa 250	159
Tamariu – Mit dem Motorrad erstmals ans Meer vom 2. bis 9. Juli 1949	160
Die 1. Vordiplom-Prüfung und der Seglerunfall im Genfersee im Herbst 1949	163
Mein Studienfreund Ruedi und das Projekt Afrikareise	166
Reise in die Sahara vom 25. Februar bis 30. März 1950	167
Als Hauslehrer im Minerva-Internat vom Mai 1950 bis Mai 1951	169
Das Dilemma eines eifrigen Studierenden und eines pflichtbewussten Internat-Hauslehrers	170
Das 2. Vordiplom und die Italienreise im Herbst 1950	172
Frühlingsgefühle erwachen, Ende 5. Semester 1951	173
Hochzeitsfeier in Basel: Ich verliebe mich in Alice, April 1951	174
Mein Eindringen in das Dreimädelhaus der Familie Geiger	177
Der schönste Teil meines Lebens als Jugendlicher beginnt	178
Austauschstudent in England und Schottland	179
Studentenleben mit Freundin, 7. Semester, Herbst 1951 bis Frühjahr 1952	183
Glücklicher Sommer 1952, 8. Semester	184
Das Ende des Lebens auf dem Motorrad	185
Die Verlobung und der Beginn des Diplomsemesters, Herbst 1952	186
Die mündliche Diplomprüfung und der Verlobungsring	187
Wo stehe ich und was will ich? – Eine Standort- bestimmung	188
Die Diplomarbeit und das Schlussdiplom	189
Epilog	191
Dank	193
Schreibhilfe VOCATEX	194

Vorwort

Das Festhalten meiner Jugenderinnerungen in schriftlicher Form hatte besondere Gründe. Wegen der starken beruflichen Beanspruchung in meinem aktiven Erwerbsleben war es vor allem meine Frau, welche das Heranwachsen unserer drei Kinder wochentags nicht nur betreute, sondern ihnen auch wertvolle musische Inhalte vermittelte. Ich ergänzte mit Anleitungen zum Basteln, Zeichnen und der Einführung in vielfältige Naturerlebnisse. Ich erlebte aber auch, wie fasziniert unsere Kinder waren, wenn ich Erlebnisse aus meiner Jugend erzählte. Vor dem Einschlafen Märchen oder frei erfundene Geschichten von meiner Frau oder Heldentaten aus meiner Bubenzeit von mir zu hören, war immer ein für alle glücklicher Tagesabschluss. Heute sind unsere Kinder schon lange erwachsen und haben teilweise selbst Kinder, die nun unsere Enkel sind. Zur Familie unserer Tochter Ursula Meier-Rohner, die im Elternhaus meiner Frau in Küsnacht wohnt, haben wir eine enge Beziehung. Ihre Kinder Dominique, Florian und Marius waren seit ihrer frühesten Kindheit sehr oft in unserer Obhut. Und weil es bereits in der Zeit unseres Rentenstandes war, hatten wir als ihre Oma und Opa viel Zeit für sie. Auch mit ihnen wurde gebastelt und in der Dämmerung in Wiese und Wald dem Wild nachgespürt. Auch sie wollten vor dem Einschlafen unsere Geschichten von uns hören, die sie durch ihre Mutter teilweise bereits kannten. Heute sind sie alle erwachsen, und meine Frau und ich sind alt geworden. Aber bei Jung und Alt sind die Erinnerungen an unsere Geschichten immer noch wach. Im Wissen, dass unsere Tage oder Jahre gezählt sind, haben mich vor allem die bereits erwähnten Küsnachter Enkel immer häufiger gedrängt, mit dem Schreiben

meiner Jugenderinnerungen zu beginnen. Einmal selbst älter geworden, würden sie dann als Eltern oder Grosseltern gerne unsere Geschichten erzählen. Und sie boten mir Hilfe an. Von mir erstellte Tonbänder oder Handschriften würden sie digitalisieren und schliesslich in einem Buch lesbar machen. Ihren Bitten entsprechend wollte ich es wenigstens versuchen, ihre Erwartungen zu erfüllen.

Aber wie sollte ich meine Erinnerungen übermitteln? Ich befinde mich jetzt im 89. Lebensjahr, bin geistig und körperlich – mit einer Einschränkung – in recht guter Verfassung. Es behindert mich nur meine erhebliche Sehschwäche. Das rechte Auge ist erblindet. Die Sehfähigkeit des verbliebenen linken Auges ist auf unter zehn Prozent gesunken. Auf natürliche Weise ist weder das Lesen üblicher Drucktexte noch das Schreiben möglich. Das Diktieren von Beschreibungen über Begebenheiten, welche sich vor siebzig bis achtzig Jahren ereignet haben, wäre ohne Vorbereitung von Notizen oder Stichwörtern fast unmöglich. Nur das Schreiben erlaubte mir auf einfachste Art Denkpausen und Veränderungen der Texte während ihres Entstehens.

Glücklicherweise besass ich bereits einen Arbeitsplatz, an dem durch starke Vergrösserung auf einem Bildschirm Texte beschränkt lesbar oder vorgelesen wurden. Diese Gerätekombination gab mir die Fähigkeit zu schreiben zurück. Die schreibende Hand arbeitet, für mich nicht sichtbar, unter dem optischen Erfassungsgerät. Auf dem Bildschirm direkt vor meinem Gesicht sehe ich lediglich meine Zeigefingerkuppe und die Kugelschreiberspitze in fünfzehn- bis zwanzigfacher Vergrösserung. Damit meine gedachten und gesteuerten Buchstaben nicht im freien Raum schwebten, benutzte ich einen A4-Schreibblock mit fünf Millimeter Karierung. Mit meinen Augen schreibe ich acht bis zehn Zentimeter hoch, meine Hand schreibt aber nur eine vier bis fünf Millimeter hohe Schrift

auf das Papier. Die von mir beschriebenen Blätter kann ich nicht lesen, ich muss sie mir vorlesen lassen.

Auf diese Weise ist meine Schreibfähigkeit wieder hergestellt, das Schreiben nahm aber viel Zeit in Anspruch. Um meine Erinnerungen in möglichst korrekter zeitlicher Abfolge wiederzugeben, sichtete ich verschiedene Unterlagen. Sämtliche Schulzeugnisse und die Dienstbüchlein von meinem Vater und mir ermöglichten die Erstellung des Zeitgerüsts. Durch mehrere Tagebücher aus meiner Lehr-, Militär- und Studienzeit liessen sich viele Erinnerungen bestätigen. Auch Erbschaftsdokumente und Familien-Fotoalben waren nützlich.

Mit dem eigentlichen Schreiben der Texte, die meine Memoiren über meine Jugendzeit werden sollten, begann ich im November 2014 und beendete sie Ende März 2015. Es waren rund fünf Monate, in denen ich jeden Tag mit nur wenigen Ausnahmen an meinem Arbeitsplatz vor dem Bildschirm sass. Meistens nahm ich mir ein in der Zeitabfolge liegendes Thema vor, liess in meinem Kopf den zugehörigen Erinnerungsfilm ablaufen und schrieb darüber direkt ein oder zwei Seiten mit meinem Gerät. Auf diese Weise kam das Manuskript mit fast 170 A4-Seiten zustande. Alles in Block-Handschrift auf fünf Millimeter kariertem Papier, Buchstabe für Buchstabe geschrieben.

Da ich das Manuskript wegen meiner Sehschwäche selbst nicht lesen oder weiterbearbeiten kann, haben unsere Tochter Ursula Meier-Rohner und vor allem ihr Sohn Marius eine erste Lesung und Korrektur vorgenommen. Marius ist unser jüngster Enkel und studiert an der Universität Zürich. Meinen Arbeitsfortschritten folgend, hat er die neuen handgeschriebenen Blätter gelesen, mit mir besprochen und in die für jedermann lesbare Computerschrift abgeschrieben, abgespeichert und damit jederzeit abruf- und bearbeitbar gemacht. Nachdem Vorwort und Epilog dazugekommen

sind, hat mir meine Frau Alice die ganze Arbeit in mehreren Sitzungen vorgelesen. Ich bin glücklich darüber, dass meine Enkel mir den Anstoss dazu gegeben haben, und freue mich, dass daraus das vorliegende Buch entstanden ist.

Da es nun ein Buch sein wird, das auch einem grösseren Leserkreis zugänglich ist, der die Voraussetzungen für die Niederschrift nicht kennt, erwähne ich Folgendes: Erstens stammen meine Geschichten ausschliesslich aus Erinnerungen, die für mich so klar sind, dass ich sie für wahr halte. Zweitens sind Situationen geschildert, die beim Leser vielleicht Fragen auslösen, die geradezu nach einer Erklärung rufen. Wenn ich keine dafür gebe, heisst das, dass ich zu jenem Zeitpunkt keine hatte. Spätere Erkenntnisse sind nicht aufgeführt, weil sie nicht Erinnerungen an die damalige Zeit darstellen.

Aufwachsen zur Zeit des Niedergangs der Textilindustrie

Meine frühesten Erinnerungen

Ich liege und sehe das Gesicht meiner Mutter auf gleicher Höhe ganz vor mir direkt an der Nähmaschine. Direkt daneben und auf gleicher Höhe den unteren Teil des Fensters. Dahinter fallen unaufhörlich grosse weisse Flocken. Wenn ich darüber nachdenke, so musste mich meine Mutter während ihrer Näharbeit auf den Näh-tisch direkt vor dem Fenster gelegt haben, und draussen schneite es. Da ich im Juli geboren wurde, müsste ich im folgenden Winter ein Baby von fünf bis sieben Monaten gewesen sein. Ist das eine echte Erinnerung, oder habe ich das für mich unauslöschliche Bild nur geträumt? Ich werde es nie wissen.

Aber ich weiss ganz sicher, dass ich als Kleinkind etwas krumme, sogenannte O-Beine hatte. Die kinderlosen Schwestern meiner Mutter, zu denen ich Tante sagen musste, wollten mich immer auf den Arm nehmen und mich liebkosen, obwohl ich schon gehen konnte und mich strampelnd wehrte. Die Eltern sorgten sich nicht nur wegen der O-Beine, sondern auch weil ich sozusagen alle Kinderkrankheiten sofort bekam, sobald sie die Runde machten. Dagegen wurden alle Hausmittel eingesetzt und von Mutter selbst zubereitet.

Die O-Beine wurden von meinem Vater mit Murmeltierschmalz eingerieben, massiert und sanft gedrückt. Und dies täglich während eines Jahres, bis der gewünschte Effekt eintrat. Hingegen konnten die vom Arzt festgestellten Wirbelsäulenverkrümmungen nicht korrigiert werden.

Zwei Jahre Kindergarten

Der Kindergarten befand sich nur zwei Minuten von unserem Haus entfernt in einem Schulareal, auf dem das Arbeitsschulhaus stand, in dem die Mädchen nähen und kochen lernten. Meine Kindergartenlehrerin wurde Tante Gret genannt. Sie brachte uns als Erstes die Schuldisziplin bei. Danach suchte sie bei jedem Kind nach seinen verborgenen Talenten und förderte sie. Ich hörte sehr gerne Musik, konnte aber einfach nichts Harmonisches auf Blockflöte oder Xylophon erzeugen. Meine Stärke war das Zeichnen. Das fanden auch meine Grossmütter heraus, die mit mir stundenlang grossformatige, kartonierte Bilderbücher durcharbeiteten, meine Fragen beantworteten und mich anregten, selber Bilder zu zeichnen. Auch die an der Stubenwand des Stickerhauses hängenden Bilder durfte ich in die Hände nehmen und mir erklären lassen. Eines der Bilder ist mir später geschenkt worden. Der Appenzeller Maler Johann Jakob Heuscher (1843–1901) hat 1891 eben dieses Stickerhaus, in dem meine Grosseltern wohnten, gezeichnet. Mein Grossvater war Sticker und stickte oft Vorlagen von Heuscher auf der grossen Handstrickmaschine im Erdgeschoss des Stickerhauses nach. Ich sass auf einem kleinen Stuhl neben ihm und staunte, wie er mit Händen und Füßen eine so grosse Maschine bewegen und so feine und schöne Bilder herstellen konnte.

Primarschule Unterstufe

Zum Schulhaus Kreuzweg waren es nur fünf Minuten von Zuhause. Im Schultornister aus Kalbfell waren in der ersten und zweiten Klasse nur wenige Utensilien: Schiefertafel, Griffel, Spitzer, Schwamm (nass in Büchse), Bleistift, Papierblock. Später Schreib-

und Matheheft, Lesebuch. Der Unterricht war leicht und locker und fand bei schönem Wetter meist im Freien statt. Pro Klasse hatte es circa dreissig Buben und Mädchen.

Wir hatten viel Freizeit zum Spielen, für Sport und zur Entdeckung der Umgebung mit den neuen Kameraden. Bachläufe, Wälder, Burgruinen wurden erkundet. Im Winter wurden häufig Schlitten und Fassdauben-Skis benutzt, Schneemänner und Schneehütten gebaut.

Bei all diesem schönen Treiben blieb uns allerdings nicht verborgen, dass die Eltern und Grosseltern in grosser Sorge lebten. Eine Rezession grossen Ausmasses hatte die im Appenzellerland dominierende Textilindustrie in die Krise gestürzt. Es gab keine Aufträge mehr für die Heimindustrie, die Webstühle und Stickmaschinen standen still. Und weil keine Aussicht auf Besserung in den nächsten Jahren bestand, begann eine planmässige Verschrottung aller von Hand betriebener Maschinen. Die Zukunft gehörte den voll mechanisierten, motorbetriebenen und nur noch in Fabriken aufgestellten Maschinen. Ich war dabei, als 1933 Grossvaters Stickmaschine von muskulösen Männern mit schweren Hämmern in Stücke zerschlagen und als Alteisen auf Lastwagen geladen und abtransportiert wurde. Diese von Hand betriebene Maschine war während dreier Jahrzehnte die Existenzgrundlage der Familie mit sieben Kindern gewesen, in der auch meine Mutter aufgewachsen war. Grossvaters Arbeitsleben als Sticker war zu Ende. Er war an diesem traurigen Tag 72 und starb fünf Jahre später.

Aber nicht nur die Heimindustrie, sondern auch die Fabriken gerieten in die Krise. Teilzeitarbeit und immer wieder Schliessungen der Fabriken für mehrere Wochen führten zu empfindlichen Einkommenseinbussen, welche das Durchbringen einer Familie mit Kindern sehr schwierig machten. Vater, der vor der Krise als Heizer in einer grossen Textilfabrik ein regelmässiges Einkommen

hatte, kompensierte die Ausfälle durch Zusatzarbeiten im Strassenbau. Mutter verdiente mit hochwertigen Stick- und Nährarbeiten, die sie zu Hause machen konnte, etwas dazu. Mein Bruder Karl und ich arbeiteten im Garten für unser eigenes Gemüse sowie für Früchte und Beeren. Das vom Förster gekaufte Brennholz zu sägen und spalten, um zu kochen und heizen, war ebenfalls unsere Aufgabe. Dank unserer Arbeitskraft und positiven Lebenseinstellung kamen wir gut durch die Krisenjahre, und neben Schule und Hausarbeit blieb uns genügend Zeit zum Basteln, Spielen und für Streiche. Auch die grossen Familienfeste wie Ostern, Weihnachten, das Brauchtum des Silvesterklausens und der Gidio-Hosenstoss-Umzug, das 1. Augustfeuer und vieles mehr hatten trotz schwerer Zeiten ihren Platz. Auch die fast jeden Sonntagnachmittag stattfindenden Treffen mit Verwandten, die oftmals mehrstündige Fussmärsche in Sonntagskleidern bedeuteten.

Primarschule Mittelstufe

Die 3. bis 6. Klasse von 1935 bis 1938 besuchte ich im Schulhaus Mühle bei Lehrer J. U. Meng. In diesen vier Jahren ereignete sich so vieles, das sich in mein Gedächtnis brannte, dass ich es in separaten Abschnitten schildere.

Ich betrachte es als einen ausgesprochenen Glücksfall, dass die Jugend meines Jahrgangs der Quartiere Kreuzweg, Industrie und Bahnhof für die Schule nicht in das eigene Quartier, sondern in das Quartier Mühle eingeteilt wurde. Das ergab einen verlängerten Schulweg von fast einem Kilometer. Als kleine Gruppe gelangten wir über Feld- und Fusswege entlang von Bächen, Wiesen mit Kühen und durch zwei Bauernhöfe zum Schulhaus. Unterwegs ergaben sich viele Herausforderungen, denen wir uns stellen mussten,

um vor den Kameraden zu bestehen. Zum Beispiel musste man den grössten Teil der Strecke nicht auf dem Weg, sondern balancierend auf den obersten Latten oder Röhren der flankierenden Weidenzäune zurücklegen. Es gab auch die Möglichkeit, den durch das ganze Industriequartier führenden Bach zu benutzen. Die Verletzungsgefahr durch Glassplitter war aber hoch, sodass wir den Weg durch die Bachsohle nicht oft wählten. Übrigens gingen alle Schüler der Aussenquartiere von Ostern bis zur Herbstchilbi barfuss zur Schule.

In unserem kleinen Schulhaus gab es im Erdgeschoss einen grossen Werkstattraum mit Werkbank und Tischen, darüber den grossen Klassenraum für bis zu 35 Schülern. Im darüberliegenden Stockwerk befand sich die Lehrerwohnung. Unser Lehrerehepaar hatte in seinem Heimatkanton Graubünden keine Stelle gefunden und war deshalb ins Appenzellerland ausgewandert wie viele andere auch. Unserer Klasse stand das ganze Schulhaus mit Pausenplatz und allen Turngeräten zur Verfügung. Lehrer Meng war eine beeindruckende Gestalt und hatte trotz hundertprozentiger Autorität eine herzliche Ausstrahlung. Ab sofort wurde nur noch mit Bleistift und Tintenfeder in die für alle Fächer speziellen Hefte geschrieben und in Schulbüchern gelesen, die von da an die Tornister füllten.

Sport und Exkursionen in Wald und Feld nahmen einen wichtigen Platz im Unterricht unseres Lehrers ein. Im Sommer marschierten wir ein- bis zweimal wöchentlich singend ins Schwimmbad. Am Seil mit einem Brustgürtel führte er uns vom Beckenrand aus durchs tiefe Wasser. Er liess nicht locker, bis er sein Ziel erreicht hatte: Ende 5. Klasse konnten alle schwimmen und vom Sprungturm ins tiefe Wasser springen. Aber den grössten Erfolg konnte er später feiern, als er bei einer Klassenzusammenkunft schmunzelnd sagte, dass er selbst gar nicht schwimmen könne!

Nun war das Rätsel gelöst, warum er nie mit uns ins Wasser ging, sondern uns immer nur vom Beckenrand aus an der Leine führte.

Im Winter aber konnte er uns den Meister zeigen. Nach dem ersten Schneefall mussten wir die hohen Winterschuhe, eine Werkschürze und Handschuhe in die Schule bringen. Jedem Schüler wurden passende Ski und Haselstöcke zugeteilt. Mit einer Glascherbe in der Hand musste jeder Schüler die Lauffläche seiner Holzskis reinigen, schleifen und mit Skigliss, einem rotem Skilack, bestreichen. Nach dem Trocknen standen Ski und Stöcke den ganzen Winter zur freien Verfügung. Wenn es die Schneeverhältnisse erlaubten, war zweimal wöchentlich Skischule: Abfahrt im Telemark, Langlauf, Schanzenspringen sowie Skitouren mit Steigwachs durch die Wälder auf die Hügel. All dies brachte uns der Bündner Lehrer bei. Er freute sich, wenn wir den Weg zur Schule auf Skiern zurücklegten.

An den langen, dunklen Winterabenden sassen nach dem Nachtessen alle Familienmitglieder um den abgeräumten Tisch, über dem die einzige Lampe brannte. Mutter mit ihrer Strickarbeit, Vater mit der Zeitung, mein Bruder und ich mit den schulischen Hausaufgaben. Anschliessend blieb bis zum Schlafen Zeit zum Lesen der Bücher, die wir laufend aus der Gemeindebibliothek holten. Die Berichte über die Polarforscher, aber auch jene von Stanley und Livingstone über Afrika faszinierten mich. Unsere Stube war der einzige Raum, der von einem in der Küche gefeuerten Kachelofen beheizt wurde. Im heissen Ofenrohr lagen die Kirschsteinsäcke und Bettflaschen, von denen jedes Familienmitglied seinen Teil vor dem Zubettgehen zum Vorwärmen in sein Bett legte. Das war notwendig, denn in den Schlafzimmern war es bitterkalt. An den Fenstern waren Eisblumen und an den Wänden glitzerte der Raureif. War jemand krank, durfte er die Nacht in der warmen Stube auf dem Sofa verbringen. Das Schlafzimmer wurde

durch einen tragbaren Petrolofen tagsüber warm gehalten, bis der Patient wieder gesund war. Mutter hatte sehr gute Kenntnisse über Naturheilmittel. Der Hausarzt wurde deshalb nur selten ins Haus gerufen.

Margrit, unsere neue Schwester

Wie nach jedem Winter kamen auch 1934 die Frühlingsferien. Doch diesmal veränderte sich vieles. Wir wurden angehalten, der Mutter möglichst viel zu helfen und sanft mit ihr umzugehen. Sie seufzte immer häufiger und hielt ihren dicken Bauch. Und als eines Morgens eine fremde Frau, die Hebamme genannt wurde, in der Küche stand und den verdatterten Vater herumkommandierte, fürchteten wir Schlimmes. Grosse Zuber mit heissem Wasser und Beigen von Leintüchern wurden bereitgestellt. Mein Bruder und ich kamen uns überflüssig vor und waren froh, dass wir bis auf Weiteres ins Stickerhaus zu Grossmutter gehen und dort warten konnten. Unterwegs sagte mir mein anderthalb Jahre älterer Bruder, dass unsere Mutter vielleicht «jüngeln» würde. Ich war schockiert. Mit meinen noch nicht einmal acht Jahren war «Jüngeln» für mich, wenn Kaninchen ihre Jungen herauspressten. Meine geliebte Grossmutter hatte uns wenige Stunden später liebevoll aufgeklärt, und zusammen warteten wir auf die Nachricht, ob alles gut gegangen sei und ob wir eine neue Schwester oder einen Bruder bekommen hätten. Gegen Abend kam die Nachricht: Es sei ein Mädchen und wir dürften wieder nach Hause kommen. Ehrfürchtiges Staunen über das, was Mutter vollbracht hatte und wie sie jetzt ganz erschöpft im Bett lag, und Verblüffung über das winzige, rosafarbene Wesen, das nun unsere Schwester Margrit war. Ich gestehe es nicht gerne, aber mein Bruder und ich – trotz aller Liebe,

die wir zum kleinen Wunderwesen empfanden – realisierten sofort, dass wenn wir mit zwanzig erwachsen würden, unsere Schwester noch in der Primarschule sein würde. Aber zunächst würde das Stossen des Kinderwagens unsere Freizeit einschränken, das war uns klar und musste akzeptiert werden.

Unser Haus

Unser Haus muss im Zusammenhang mit unseren Freizeitaktivitäten in der vierten bis sechsten Klasse der Primarschule erwähnt werden. Kurz nach der Heirat kaufte mein Vater das um 1850 erbaute Haus. Dies wurde möglich, weil sein Arbeitgeber ihn dazu ermunterte und ihm einen Zettel (so nannte man damals eine Hypothek) anbot. Den zweiten Zettel übernahm der damalige Landamann, der im Ersten Weltkrieg im Militär sein Hauptmann gewesen war. Wir wohnten im Parterre mit sechs Zimmern und hatten eine Dachkammer. Die über uns liegende 5-Zimmer-Wohnung und die 3-Zimmer-Wohnung wurden vermietet.

Zwölf Jahre nach dem Kauf beschloss Vater, das Haus aufzuwerten. Er fand, dass es möglich sein müsste, zusammen mit uns zwei kräftigen Buben von zehn und zwölf Jahren alle Arbeiten selbst auszuführen. Mit ihm zusammen würden wir lernen, was sonst die Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Dachdecker und Maler ausführten. Für die habe er kein Geld. Das Material hingegen, das würden Mutter und er verdienen. Die geplanten Verbesserungen betrafen:

1. Keller: Da das Haus mit Ausnahme von zwei kleinen Getränke- und Gemüsezellern nicht unterkellert war, sollten die Fundamente nach unten verlängert, der Aushub über ein Kellerfenster nach draussen und weggeschafft werden, dann sollte der Einbau einer